

Nr. 35.

1903.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt

Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Grunauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.



Der dumme Franz. Nach dem Gemälde von E. Reichert.

Der dumme Franz.

(Zu nebenstehendem Bilde.)

Ihr kennt den Franz. Ich sah ihn selber heute;
Er kam von Großmama, ganz feuerrot
Vor Stolz, in jeder Hand die süße Beute,
Den Apfel links und rechts das Honigbrot.

Gleich sah ihn Lotte stehn, das fluge Bäschen,
Und nahte freundlich ihm mit Mädchenlist:
„Ei, lieber Franz, sieh' dieses schöne Röschen;
Dir schenk' ich es; doch nur, weil Du es bist.

Du könntest mir dafür den Apfel schenken,
Der freilich unreif und noch madig gar.“
Da stand der Franz mit sinnendem Bedenken:
Wurmstichig war der Apfel, das ist wahr.

Jetzt steckte Lotte ihm mit Schmeichelbitte
Die schmucke Rose an den grünen Stiel;
Und hinterücks an seiner Honigschnitte
Vergriff sich Minka, Lottes Lieblingskat.

Auf dem Posten.

Original-Novelle von Ph. Laicus.

[Nachdruck verboten.]

1.

Seit undenklicher Zeit wurde das Fürstentum Sperbershausen, ein etwa dritthalb Quadratmeilen umfassendes reichsunmittelbares Gebiet von Fürsten beherrscht, die sämtlich den Namen Wolfram trugen. Zur Zeit unserer Erzählung, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, trug ebenfalls ein solcher Wolfram mit einer langen römischen Zahlenreihe hinter seinem Namen Scepter und Krone dieses überaus patriarchalisch regierten Kleinstaates.

Der Fürst war noch jung, er stand Ende der zwanziger Jahre und hatte vor kurzem geheiratet; das ganze Ländchen hatte sein Hochzeitsfest mitgefeiert. Das hatte den Fürsten tief gerührt, denn er war eine, wenn auch nicht von großem Geiste besetzte, so doch edel angelegte Natur, und es war ihm nie ein Leid widerfahren, das ihn gegen die Menschen hätte erbittern können.

Der Fürst hatte jedoch auch seine Passionen, und zwar waren es namentlich

zwei: eine Passion für Militär, und eine Passion für Sarun al Raschid, den bekannnten Kalifen von Bagdad.

Was die Passion für das Militär anbelangt, so konnte der Fürst freilich nicht daran denken, ein großes Heer aufzustellen, aber es sollte eine Musterarmee sein. Alle Welt sagte auch, es wäre eine Musterarmee, und der Fürst glaubte es; ob es tatsächlich der Fall war, läßt sich nicht ermitteln, denn das Heer hatte nie die Grenzen des Fürstentums zu verteidigen. Im übrigen bestand das Heer aus einem Bataillon von vier Kompanien, deren erste Grenadierkompanie hieß und hohe Bärenmützen trug, deren vierte Chasseurkompanie hieß und mit Jägerstutzen ausgerüstet war. Die Artillerie bestand aus der Bedienung von sechs Böllern, die Stallleute bildeten einen Zug Husaren, den man Eskadron nannte, und da das Fürstentum an den Main grenzte, ließen sich auch zwanzig des Bootfahrens kundige Leute aufreiben, welche den Namen Pontonier-Kommando führten. Natürlich war das alles nicht präsent, sondern rückte nur zu hochfürstlichen Namenstagen u. dgl. ein; präsent waren vielmehr nur etwa hundert Geworbene, welche den Stamm der vier Kompanien Infanterie bildeten; und aus diesem Hundert pflegte Durchlaucht die Leute seines Hofdienstes zu wählen. Der Zivilversorgungsberechtigungschein, der sich heute zu einem festen Himmel ausgewachsen hat, fand sich damals im Zustande embryonaler Unschuld im Musterheere des Fürsten von Sperberhausen. Im übrigen bezahlte der Fürst sein Heer und seinen Hofdienst aus seiner Privatschatulle — denn er hatte ein wahrhaft fürstliches Vermögen, — und so ging das niemanden etwas an.

Die zweite Passion des Fürsten Wolfram war die Passion für Sarun al Raschid. Damit hatte es folgende Verwandnis.

Zur Zeit, da der Fürst noch ein Kind war, hatte ihn seine Gouvernante nicht selten mit den Märchen der Tausend und eine Nacht in den Schlaf gelesen. Am besten hatte dem Kinde gefallen, wie der große Kalif Sarun mit dem Beinamen al Raschid, der Gerechte, des Nachts verkleidet durch die Straßen strich, in Gesellschaft seines Großveziers Djaraf und gefolgt von Masrur, dem Schwerte seiner Rache, der seinen muskelstarken Arm über ihn ausstreckte, wenn bei dieser Gelegenheit allerlei Unannehmlichkeiten vorkamen. Immer und immer wieder verlangte der Knabe nach diesen Erzählungen; diese Nachahmung einer göttlichen Vorsehung, welche Recht schafft, ohne sich um menschliche Satzungen zu kümmern, gefiel ihm ungemein, und er nahm sich vor, in ganz ähnlicher Weise zu verfahren und auf diesem Wege alles Unrecht zum Lande hinauszuschaffen.

Als er zur Regierung gelangte, stellte er auch allen Ernstes dem Präsidenten der fürstlichen Kammer — so nannte man die oberste Regierungsbehörde — das Ansuchen, ihn auf seinen nächtlichen Exkursionen zur Erforschung des Landes und zur außer-gesetzlichen Spendung von Recht und Unrecht zu begleiten. Ein überaus unterseht gebauter, mit Muskeln wie Stahl versehener Leibjäger, Diebold, wurde zum „Schwert der Rache“ ernannt, und sollte auf zwanzig Schritte dem hohen Paare, natürlich ohne Uniform, folgen. Die Funktionen seines Amtes waren ihm nicht ganz klar; denn nie hatte er etwas von Sarun, dem Gerechten, und seinen nächtlichen Fahrten gehört. Aber der furchtbare Prügel, womit man ihn für die Exkursion ausrüstete, ließ doch in ihm eine Ahnung davon aufdämmern, daß er als geheimer Sauve-Garde dienen sollte.

Die Exzellenz, schon hoch bei Jahren und eine unge störte Nachtruhe sehr liebend, schüttelte höchst verwundert die Perücke ob der ihm gemachten Zumutung. Da aber Serenissimus sich wie eine Ratte in den Plan verbissen hatte, so blieb schließlich nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Das erste halbe Duzend dieser Exkursionen förderte nur das Resultat zu Tage, daß der neue Djaraf einen Rheumatismus bekam und darauf von dieser Funktion in Gnaden entbunden wurde. Die Wahl fiel dann auf den Baron Wertheim, einen jungen Hoffabalter, der aller mutwilligen Streiche voll war, und von dem man voraussetzen konnte, daß er eher Abenteuer aufsuchen, als ihnen wie die alte Exzellenz sorgfältig aus dem Wege gehen werde, um dann wie ein Deus ex machina aus der Versenkung zu steigen, der erdrückten Unschuld zum Siege zu verhelfen, und wieder wie ein Deus ex machina zu verschwinden, das war die Rolle, welche Fürst Wolfram sich vorbehielt, wenn man nur erst einmal das Abenteuer hatte. Und dazu war der Baron Wertheim ganz der richtige Mann.

In Abenteuern fehlte es nun nicht mehr, wenn dieselben auch nur sehr lose mit der Regierung des Duodez-Ländchens zusammenhingen. Manchmal hörte der Fürst doch etwas, was er sonst nicht vernommen haben würde; er lernte das Volk in den verschiedenen Kreisen kennen, beurteilte vieles milder, manches strenger, und die Hofhaltung war zuweilen sehr erstaunt, wenn Serenissimus über Dinge wetteuerte, die sich als Schlampchen zum Nemptchen Jahrzehnte lang fortgeschleppt, und von welchen man sich nicht vorstellen konnte, wie gerade der Fürst, die einzige Person, vor der man sie verheim-

lichte, dahinter kam. Manchmal spielte sich die Geschichte auch etwas ernster. So ließ er einmal einen Menschen frei, der von seinem Kriminaljustitiarius auf drei Monate in den Turm geschickt worden war, weil er auf die fürstliche Kammer geschimpft. War's ja doch nur allzusehr begründet, was der Unglückliche in seiner derben Weise gesagt. Der Fürst wusch damals seiner Kammer nicht die Füße, sondern den Kopf, und der Kriminaljustitiarius erhielt den gemessenen Befehl, inskünftige nur Leute einzusteden, die mit Unrecht über die Kammer geschimpft hätten. Darob herrschte bei den Betroffenen große Verblüffung. Man hatte keine Ahnung von den petits plaisirs des Fürsten, der wöchentlich einmal spät abends durch die Straßen strich, mit den Nachtwächtern fraternisierte, ins Wirtshaus ging, dort auf sich selbst und die Regierung schimpfte, um zu hören, was die Leute sagten. Im Volke und unter den niederen Beamten gab es manche, die den Fürsten zu erkennen geglaubt und seine Passion ahnten; aber man strafte Ahnung und Erkenntnis Lügen, weil solches fast an Hochverrat grenzte; die höheren Stände aber hatten nicht einmal eine derartige Ahnung. Djaraf Wertheim amüsierte sich viel zu köstlich bei diesen Streifzügen und deren Folgen, als daß er durch Indiskretion diese hätte aufs Spiel setzen sollen; und ebenso wenig wollte er den Einfluß missen, den er durch die Mitwissenschaft aller der kleinen Geheimnisse auf den Fürsten übte, dieser aber amüsierte sich nie so gut, als wenn er sich riesige Mühe gegeben, von seiner fürstlichen Gewalt und seinem fürstlichen Geldbeutel einen Gebrauch zu machen, daß die überraschten Glücklichen ihm unter Tränen dankend zu Füßen fielen.

„Mein lieber Djaraf,“ sagte er zuweilen zu dem Baron Wertheim, „Du glaubst nicht, welches Glück es ist, die Gnadensonne über andere aufgehen zu lassen. Ich fühle dann etwas Herrgott-ähnliches in mir.“ Denn wenn er mit dem Baron per Djaraf sprach, so pflegte er ihn nach morgenländischer Sitte zu duzen; und er hörte es gern, wenn Wertheim ihn unter Beobachtung derselben Formlosigkeit „Kalif“ anredete.

Was aber Masrur, das Schwert der Rache, angeht, so war derselbe gegen dritte Personen so stumm, als hätte man ihm die Zunge aus dem Halse gerissen, wie das im Orient als Strafe der Geschwägigkeit zuweilen vorkam. Bei uns verbrennt man sich dieselbe nur.

Es ging gegen Weihnachten des Jahres 1785, als eines Morgens der Leibjäger Diebold sofort in die Appartements des Baron von Wertheim beschieden wurde. Er nahm sich nur so viel Zeit, um seinen Hirschfänger unanzuhallen und den mit einem Büsche von weißen Reihersfedern geschmückten Kalabreser auf den Kopf zu stülpen; dann ging er über den Hof hinüber, denn der Baron hatte seine Wohnung im fürstlichen Schlosse selbst.

Der Jäger ließ sich anmelden und wurde sofort eingeführt. Der Baron lag in einem Sessel halb ausgestreckt, in tiefem Neglige, und ließ sich durch das Eintreten Diebolds nicht im Geringsten stören.

„Diebold,“ sagte der Baron, „erkundige Er sich doch einmal, ob es wahr ist, daß die Hochfürstliche Oberförsterei ein Mandat hat ergehen lassen, wonach nur gegen eine Abgabe und unter Aufsicht eines Forstbediensteten Lesholz sollte geholt werden dürfen.“

„Sehr wohl, Herr Baron!“

„Und wenn Er jemanden aufreiben kann, der deshalb bestraft oder aus dem Walde an einem Holztage fortgejagt worden ist, so rapportiere Er mir das. Verstanden?“

„Sehr wohl, Herr Baron!“

„Es ist gut; Er kann gehen!“

„Sehr wohl, Herr Baron!“

Dabei blieb aber Masrur, das Schwert der Rache, in seiner ganzen Länge neben der Tür stehen.

„Na, Diebold!“ meinte der Baron nach einem Augenblick, „Er hat, wie ich sehe, wieder etwas auf dem Herzen. Was gibt es denn? Sprech er frei von der Leber weg! He!“

„Herr Baron,“ meinte der Jäger, nachdem er sich ein wenig besonnen, „man soll Vorgesetzten nichts Böses nachreden.“

„Da hat er ganz recht, Diebold, das soll man nicht. Aber er will's eben tun. Wenn's indessen wahr ist, so wäre ich neugierig zu erfahren, wer Ihm etwas in den Weg gelegt hat!“

„Herr Baron, es ist nicht wegen meiner; ich möchte mich wehren können. Aber so ein unglücklicher Soldat . . .“

„Diebold! Diebold!“ meinte der Baron, mit dem Finger drohend; „Er wandelt auf bösen Wegen. Durchlaucht hält sehr viel auf militärische Disziplin und kann die Raßoniererei der Kerls über ihre Offiziere durchaus nicht leiden.“

„Bin auch Soldat gewesen, und weiß drum, was Disziplin ist. Aber das sind zwei ganz verschiedene Dinge, wenn einer kommandiert, was der Dienst mit sich bringt, oder wenn einer Dienste herbeibringt, nur damit er fortwährend einen kommandieren will.“

„Diebold,“ meinte der Baron ernst, „das ist ein schwerer Vorwurf, den er da erhebt. Er will sagen, daß die Mannschaft kunoziert wird.“

„Ich spreche nur von einzelnen.“

„Das wäre noch schlimmer. Handelte es sich um das Ganze, so könnte das ein zu weit gehender Eifer sein, und wenn die Sache richtig stände, bedürfte es nur einer leisen Bemerkung. Aber was Er jetzt sagt, das ist kein Eifer mehr, sondern ein Mißbrauch der Dienstgewalt. Und da könnte Durchlaucht sehr kurios werden. Nehm' er sich in Acht, Diebold! Besinne er sich lieber noch einmal, ob's auch ganz gewiß wahr ist.“

„Zwanzigmal hab' ich mich besonnen, ob ich's sagen sollt'. Ich hätt's vielleicht nicht gesagt, wenn nicht gerad' wieder . . .“

„Nun, was jetzt?“

„Es ist ein Kleines, Herr Baron, eine Lumperei, aber wenn der Hafen voll ist, und kommt noch ein Tropfen hinein, so . . .“

„So läuft er über. Erzähl' Er nur das Neueste, und ich werde dann sehen, was zu tun ist.“

„Uns gegenüber wohnt die Witwe des Salzkammerschreibers Hammer; Herr Baron, wer reich ist, wird kein Salzkammerschreiber.“

„Und wer Salzkammerschreiber ist, wird kein reicher Mann. Die Witwe ist also arm.“

„Ja, und krank dazu. Ihre Tochter pflegt und ernährt sie, ihr Sohn steht bei den Grenadieren.“

„Das ist gerade keine Empfehlung, Diebold! Der einzige Sohn einer kranken Mutter sollte vor allem diese ernähren und nicht zu den Soldaten gehen.“

„Als er sich anwerben ließ, da war sie noch nicht krank; und er ist auch nicht Soldat geworden, um Soldat zu bleiben, sondern will in den hoch-

fürstlichen

Dienst.“ —

„So, das ist ein anderes.“

— „Aber das ganze Werbe-

geld hat er sei-

ner Mutter ge-

bracht, und sei-

nen knappen

Sold teilt er

mit seiner

Mutter.“ —

„Sm, Sm! Wie

heißt der

Bursche?“ —

„Theobald.“ —

„Weiter.“ —

„Die Familie

lebt einträchtig

und sehr be-

scheiden. Aber

einmal im

Jahre gestatten

sie sich etwas.

Das ist am hei-

ligen Abend;

dann geben sie

sich Geschenke

und verplaudern zwei Stunden bei einem Glase Punsch. So ist's die Frau von ihrem Manne her gewöhnt, und die Kinder wissen's nicht anders.“

„So komme er zur Sache. Was geht das den Mißbrauch der Dienstgewalt an?“

„Man hat ihm dieses Jahr den Urlaub verweigert.“

„Dann soll er bis Papfensreich bei seiner Mutter bleiben.“

„Man hat ihn zur Wache bestimmt.“

„Pah! Es sind noch acht Tage bis Christabend; die Wachen sind noch gar nicht bestimmt.“

„Darum ist's eben Bosheit. Der Feldwebel weiß heute schon, daß der Theobald Hammer zu Christabend auf Wache soll, damit er nicht heim kann.“

„Er soll mit einem andern tauschen.“

„Das ist schon geschehen. Es ist nicht gestattet worden.“

„Warum nicht?“

„Der Soldat darf nicht nach Gründen fragen.“

Der Baron sumnte ein paar Takte eines Liedes vor sich hin, wie er zu tun pflegte, wenn er über etwas nachsann.

„Weiß Er, wer hinter der ganzen Geschichte steckt?“ fragte er plötzlich.

„Das ist der Leutnant Kranz,“ erwiderte der Leibjäger ruhig.

„Er wollte ihn zu seinem Burschen haben, aber der Theobald hatte sich davon geschraubt. Er hätte auch hingehen können. Aber das ist doch meines Erachtens auch nicht recht, wenn man ihm seitdem alle Art Schabernack antut. Die schwersten und unangenehmsten Dienste schiebt man ihm zu, und wer sich reiben will, der reißt sich

an ihm. Der arme Bursche ist ganz in der Verzweiflung.“ — „Er ist jung; er soll das auf die leichte Achsel nehmen.“

„Und dann die Konduiten. Da kommt eine Strafe über die andere — bald Gewehrputzen, bald Strafwachen, bald Nachererzieren, dazu ein halbes Duzend Arreste. Wenn er sich um die fürstlichen Dienste bewirbt, so wird er gar nicht genommen. Das ist wohl zum Verzweifeln, und die alte Frau weint sich die Augen aus. Er wollte sein Geschäft anfangen, er ist Posamentierer — seine Mutter hat ihn beredet, Soldat zu werden, und dann könne ihm eine Stelle im hochfürstlichen Dienst nicht fehlen. Jetzt ist er Soldat, kriegt das Leben sauer gemacht, und in den Dienst kommt er sicher nicht.“

„Welches Interesse hat Er denn bei der Sache, Diebold?“ fragte plötzlich der Baron.

„Ich,“ stotterte der Jäger einigermaßen verlegen. „Eigentlich gar keines. Wir sind Nachbarn, die Mutter wohnt uns gegenüber. Die beiderseitigen Kinder sind zusammen aufgewachsen, und so kennt man sich, und nimmt Anteil.“

„So, so! Also sonst nichts.“

„Nein, Herr Baron, sonst nichts,“ beteuerte der Jäger.

„Nun, ich will gelegentlich ein Wort beim Fürsten fallen lassen! Wir werden sehen, was zu machen ist. Jetzt Sorge Er nur, daß ich die Geschichte von dem Lesholz erfahre; aber genau, ohne Zutaten und ohne Weglassungen.“

Nochmals winkte der Baron mit der Hand, und diesmal verschwand der Jäger ohne weiteres durch die zum Korridor führende Türe.



Angelvergnügen. Zeichnung von Fritz Behrle.

2.

Am Christabend schritten zwei Männer, tief in Pelzmäntel gehüllt, schweigend durch das Tor des Städtchens, das die stolze Umschrift „Hochfürstliche Residenz Sperbershausen“ in seinem Amtssiegel trug. Der größere, der einen halben Schritt dem anderen voraus war, warf einen prüfenden Blick auf die Schildwache am Tore, welche trotz des Wachtmantels und der tief in die Stirne gezogenen Värenmütze fror. Denn es war kalt; und der Vollmond am klaren, sternenhellen Himmel glänzte in Millionen Eiszapfen wieder.

„Es hat doch schon elf geschlagen, Djasar?“ fragte der größere, sich zu seinem Begleiter zurückwendend.

„Ja, Kalif,“ antwortete dieser in einem Tone, welcher trotz der lakonischen Kürze der Rede ehrfurchtsvoll klang. „Unser Mann muß bereits aufgeführt sein,“ fügte er nach einer kurzen Pause bei, „wir werden wohl der Ablösung begegnen.“

Vor dem Tore lagen noch zerstreut einige kleine Häuschen; in zweien derselben, die einander gerade gegenüberlagen, schimmerte noch Licht durch die Spalten der Läden. Ein hochgewachsener Mann, der etwa vierzig Schritte hinter den beiden drein kam, und sich dabei auf einen ungemein derben Knotenstock stützte, trat rasch an einen der Läden, klopfte leise dagegen und rief: „Agatha! Agatha!“

„Ja, ja,“ antwortete alsbald eine weibliche Stimme. Gleichzeitig wurde der Laden ein wenig geöffnet. „Gott, wie hast Du mich erschreckt, Du Schlingel!“ (Fortsetzung folgt.)

Die kleine Nelsen.

Don Heinrich Goeres.

[Nachdruck verboten.]

Ein Theaterkind war er und sollte er bleiben. Bei der Geburt des Jungen starb die kleine Statistin, und das Kind kam ins Waisenhaus. Später nahm die einzige Anverwandte, eine arme Witwe, es zu sich. Körperlich wuchs Anton stattlich heran; aber seine geistige Entwicklung blieb zurück. Mit 13 Jahren konnte er noch nicht lesen und wurde schließlich Ausläufer, Tagelöhner. Nach einiger Zeit hatte er das Glück, bei dem Theater der Provinzstadt als Hilfsarbeiter des Maschinisten Stellung zu finden.

Still und wortkarg versah Anton hier seinen Dienst; stumm und gleichgiltig ertrug er die Neckereien und die kleinen Bosheiten seiner Umgebung. Die Seele des Zweiundzwanzigjährigen blieb fast unempfindlich für die Eindrücke der Außenwelt. Nur wenn er gar zu sehr gereizt wurde, flammte ein wildes Feuer in den stumpfen Augen auf und knurrend wie ein böses Tier schüttelte er die Belästiger ab.

Zu Anfang der Winterspielzeit war an der kleinen Bühne ein neuer Stern in der jugendlichen Liebhaberin Melitta Nelsen aufgeglommen. Ein zierliches Persönchen. Auf dem schlanken Halse wiegte sich das Köpfchen wie eine Blume auf dem Stengel und trug grazios die schwere Fülle dunkelblonden Haares. Die blauen Augen glänzten fröhlich in die Welt und eine lachende Heiterkeit sprudelte aus ihrem Wesen. Kein Mensch konnte ihr böse sein, und wenn auch die üblichen Kulissen-Eifersüchteleien nicht ausblieben, so war die kleine Nelsen doch unbestrittener Liebling der Kollegen wie der Theaterbesucher. Ihr Lebenswandel blieb ohne Einwand, und obgleich sie die Huldigungen der sie reichlich genug umschwärmenden Verehrer gnädig entgegennahm, so mußte sie doch mit natürlicher Sicherheit die Grenzen streng einzuhalten, die für den Ruf einer Schauspielerin so eng gezogen sind. Dafür besaß sie ein um so uneingeschränkteres Erbarmen für alle leidenden und traurigen Geschöpfe, das sie manchmal zu wirklichen Unbedachtsamkeiten antrieb. So gab sie einmal den ganzen Inhalt ihrer Börse, die Hälfte ihrer Monatsgage, einem recht beweglich klagenden, ehemaligen Mimem, und ein anderes Mal hob sie ein in die Gasse gefallenes, blutiges Bübchen auf und trug es eigenhändig zu seiner Mutter. Ihr lichtblaues Kleid verdarb bei dem Samariterdienst für alle Zeiten. Was Wunder, wenn sie auch bald den armen Anton in ihr Herz schloß. Seine Vereinsamung, sein scheues, gedrücktes Wesen, seine Unbeholfenheit, das alles nahm sie für ihn ein. Sie versuchte bisweilen, mit dem Burschen zu plaudern, duldete in ihrer Gegenwart nicht, daß er gehänselt wurde, erbat hier und da einen Dienst von ihm und bedachte ihn dann mit kleinen Geschenken. Hatte bisher nicht Milde noch Strenge, nicht Lieblosigkeit noch ungerechte Behandlung die dumpfe Gleichgiltigkeit Antons erschüttern können, so verstand es die kleine Nelsen in kurzer Zeit, aus der Tiefe des schlummernden Bewußtseins wenigstens einen kleinen lebendigen Funken wachzurufen. In ihrer Gegenwart verlor sein Gesicht den stupiden Ausdruck, der Blick der großen dunklen Augen wurde bestimmter und das nicht unschöne Gesicht färbte sich lebhafter. Wie ein treuer Hund folgte er dem Mädchen, und kaum hatte sie irgend einen unbedeutenden Wunsch geäußert, so beeilte er sich mit einem für ihn verblüffend raschen Verständnis, ihn zu erfüllen. In solchen Augenblicken erwachte in dem sonst so zurückgebliebenen Burschen ein neues, fremdes Leben und man vergaß fast, daß Anton ein Unmündiger im Geiste war. Und Melitta freute sich ihres Erfolges. Die Bemutterung Antons wurde ihr eine liebe Gewohnheit. So wob sich ein sonderbares Band zwischen den beiden vom Leben so ungleich bedachten Menschen: auf ihrer Seite ein herzliches Mitleid, bei ihm blindergebene Anhänglichkeit, die allmählich in eine dunkle, unbewußte Leidenschaft überging. Mokierte sich dieser oder jener von den Kollegen über das seltsame Verhältnis, so wußte das resolute junge Mädchen den Spöttern schon nach Gebühr zu dienen.

Eines Tages schwirrten beängstigende Gerüchte durch die Stadt. Im etwas entlegenen Vorstadtviertel, das die Geringsten der Geringsten bewohnten, war der Typhus ausgebrochen. Da gab es auch hinter den Kulissen eine große Aufregung, als es eines Sonntags während der Vorstellung hieß, Anton, der in der Vorstadt wohnte und seit zwei Tagen nicht erschienen war, sei schwer erkrankt. Die kleine Nelsen fragte den Arbeiter, der die Nachricht von Antons Erkrankung mitgebracht hatte, gründlich aus und ihr weiches Herz tat ihr weh, als sie hörte, der Kranke liege ganz einsam und allein in der Dachstube eines Hauses, das von den übrigen Bewohnern verlassen sei, weil schon mehrere Todesfälle dort vorgekommen waren. Morgen würde er in die Baracken geschafft.

An diesem Abend war die junge Künstlerin so zerstreut und geistesabwesend, daß sie sich, was nie vorgekommen, mehrere Zurechtweisungen des Regisseurs zuzog. Nach einer fast schlaflosen verbrachten Nacht beendete sie eilig ihre Toilette und mit schnellen Schritten machte sie sich auf den Weg. Es dauerte wohl

eine halbe Stunde, bis sie die engen Gassen der Vorstadt erreicht hatte, und nach mehrfachen Fragen, bei denen man die junge, elegant gekleidete Dame neugierig musterte, vor dem verräucherten dreistöckigen Hause stand. Mit einem Zögern überschritt sie die zerborstene Türschwelle, tastete sich durch den dunklen Gang und stieg die ausgetretenen knarrenden Treppen hinauf. Ein modriger Armleutegeruch benahm dem tapferen Mädchen fast den Atem. Auf der Bodentreppe trat ihr eine unreinlich aussehende Frau entgegen. — „Guten Morgen! Wohnt hier der Theaterarbeiter Anton Goller?“

„Ja — aber . . .“ Die Frau wußte offenbar nicht, was sie denken sollte.

„Zeigen Sie mir doch, bitte, wo seine Kammer ist!“

„Die ist da drüben“ — die Frau wies auf eine niedrige Tür — „aber, da gehen Sie man lieber nicht hin, Fräulein, den hat's gehörig gepackt. Ich mach' mir nichts draus und bekomme zwei Mark vom Kommissar für den Tag. Er red't immerzu dummes Zeug und wird nachher mit 'nem Wagen abgeholt.“

Aber das junge Mädchen hatte schon die Tür geöffnet und trat, obwohl die dumpfe, heiße Luft sie fast zurückprallen ließ, in die schräg abfallende Mansarde. Das Geläch war weiß getüncht, teilweise aber hatte sich der Kalkanstrich gelöst und der Lehmwurf lag zu Tage. Kaum einige Quadratmeter im Geviert groß, enthielt die Kammer außer einem alten Koffer, einigen in der Ecke hängenden Kleidungsstücken, einem wackligen Stuhl nur das Bett, in dem mit glühendem Gesicht, gläsernen Augen, feucht an der Stirn klebendem Haar der Kranke unter einer rotgewürfelten, zerrissenen Decke schwer atmend lag. Er gewahrte die Eintretende nicht, sondern wandte sein Gesicht der Wand zu, an der — die Blicke mußten sofort darauf fallen — ihr eigenes Bild in phantastischer Theaterkleidung hing, so wie es in den Buchhandlungen zu kaufen war. Um die Photographie war ein dichter Kranz von künstlichen Blumen gewunden. Der Kranke murmelte vor sich hin und ließ es geschehen, daß die Besucherin ihre Hand auf seine fiebernde Stirn legte.

„Armer Anton, Du bist krank geworden!“

Anton fuhr in seinem Phantasiegespräch fort. Offenbar glaubte er sich im Theater. Man hörte abgerissene Worte, wie „Prinzessin . . . nichts tun . . . die im weißen Kleid . . . laßt sie los, Ihr . . . Schufte!“ Dabei fuhr er auf und griff mit den Händen in der Luft umher.

Melitta fühlte es heiß in ihren Augen aufsteigen.

„Anton, — kennst Du mich nicht? Ich bin gekommen, Dich zu besuchen!“

Der Kranke sah sie stier an. Möglicherweise schien ein Strahl des Verständnisses aus seinen Blicken zu sprechen. Zögernd ergriff er die dargebotene Hand, hielt sie ängstlich fest und stammelte: „Fräulein, — Fräulein, — ganz krank — kann nicht fort — morgen — morgen will ich alles tun, — morgen gewiß!“

„Gewiß, morgen bist Du wieder ganz gesund und wir wollen recht lustig sein, nicht wahr?“ Ihr tiefen Tränen über die Wangen.

Mit zurückgefunkenem Kopfe lag der Kranke scheinbar apathisch wieder da. Doch als sie sich mitleidig forschend über ihn beugte, da schlang er plötzlich beide Arme um ihren Hals und zog ihren Kopf mit wilder Kraft zu sich nieder. . . . Nur einen Moment — dann sank er kraftlos mit einem schwachen Lächeln in die Kissen zurück. Die Augen schlossen sich und er schien wieder in Bewußtlosigkeit verfallen. —

Polternde Tritte schreckten die Besucherin auf. Sie mußte fort. Noch einmal streifte sie flüchtig mit der Hand die fieberheiße Stirn des Schlummernden, dann verließ sie den engen Raum und stieß auf der Treppe mit der Alten zusammen. Verstohlen drückte sie ihr ein paar Geldstücke in die Hand. „Für Anton, — und sorgen Sie gut für ihn — kommen Sie morgen zu mir, ich wohne Grabenstraße 15, und sagen mir Bescheid, wie es geht.“ Dann eilte sie die Treppe hinunter, durch einen Haufen vor der Tür gaffender Weiber und Kinder, und nach der Stadt zurück. Kaum wußte sie, wie sie nach Hause gekommen war. Der Tag schlich bleiern dahin, abends brannten ihre Augen, ihre Pulse hämmerten, sie konnte keinen klaren Gedanken fassen. Nach der Vorstellung wurde sie ohnmächtig und mußte nach Hause gefahren werden. Am andern Morgen lag sie im Fieber. Der herbeigerufene Arzt konstatierte den Ausbruch der in der Vorstadt herrschenden Krankheit. —

Nach drei Tagen war die kleine Nelsen tot. Ihr Begräbnis war still und einfach. Nur die Kollegen folgten dem Sarge mit dem jugendlichen, in der ersten Lebensblüte dahingerissenen Opfer. Die Seuche aber schien mit dem Raube dieses Lebens sich erschöpft zu haben und erlosch bald darauf gänzlich. Anton wurde hergestell und erschien wieder im Theater. Aber nicht mehr lange. Eines bitterkalten Wintermorgens fand man ihn starr und leblos auf dem Grabe der Schauspielerin. Er war in der Nacht erfroren.



Ritterzug aus der Zeit Kaiser Maximilians. Nach dem Gemälde von W. Räuber.

Komtesse Fee.

(Fortsetzung.)

Eine Novelle, der Wirklichkeit nach erzählt von R. Litten.

(Nachdruck verboten.)

Fee schaute damals lächelnd von ihrem Platz am Klavier zu ihm hinüber. „Vielleicht folge ich einst Ihrem Rate, Herr Professor, und ich denke, es soll nicht schlecht klingen: Erstes Debüt von Felicitas Frniz, Schülerin des berühmten Professors Braun in Dresden.“

So wußte sie ihre Person stets aus dem Vordergrunde, der ihr so sehr gebührte, zu bringen und andere zu erfreuen. Nie wieder habe ich eine so herrliche Vereinigung von Körper- und Seelenschönheit kennen gelernt, und darum traf es uns alle wie ein Blitz aus heiterem Himmel, als es eines Tages — ich war kaum ein halbes Jahr in Dresden — hieß: Komteschen verläßt uns! Schon morgen kommt ihre Mutter, sie heimzuholen.

Wir hatte es Fee selbst, gleich nach Empfang der Nachricht, mitgeteilt, und an dem Ungestüm, mit welchem sie mich an sich preßte, an ihrem blassen, verklärten Gesicht hatte ich gemerkt, wie tief ihre Erregung war und wie sie sich gesehnt hatte nach den Ihrigen. Ihre Mutter, die Gräfin Frniz, hatte ich dann auch am nächsten Tage gesehen, bevor sie uns ihre Tochter entführte.

Sie hatte mich in den Empfangsalon bitten lassen. Als ich eintrat, sagte sie, sie wünsche die kleine Freundin ihrer Tochter kennen zu lernen, und ich küßte dankbar die schmale, weiße Hand, welche sie mir entgegenstreckte. Die Gräfin hatte viel Ähnlichkeit mit Fee, nur war ihr Gesicht schmaler, durchgeistigter, und ihre Augen zeigten ein dunkles Braun; sie lachten auch nicht wie die Komteschen, o nein, sie blickten ernst, fast traurig und waren von tiefen, dunklen Schatten umgeben.

Ich weiß nicht warum, aber ich fühlte es plötzlich wie einen Stich im Herzen, und mit unnennbarer Angst schaute ich auf die strahlend schöne Tochter neben ihr. Ob sie wohl auch jemals mit solchen Augen ins Leben blicken könnte? Nein, ach nein, sie war ja der Sonnenstrahl, das Sonnenkind.

Die hohe Gestalt der Gräfin war ganz in schwarzen, kostbaren Sammet gehüllt. „Wie eine Königin sah sie aus,“ sagte ich, als wir älteren Mädchen uns später, nachdem unsere geliebte Fee uns verlassen, im Spielsaal zusammenfanden.

Gertha von der Marwitz, eine erst vor kurzem hinzugekommene Pensionärin, lachte spöttisch auf. „Aber wohl wie eine der Bretter.“

Wir jahen sie erstaunt und unwillig an. „Der Bretter? Wie meinen Sie das?“

„Aber wissen Sie denn das nicht? Sie soll ja Komödiantin, Sängerin oder dergleichen gewesen sein. Ich weiß es ganz genau und hielt mich aus dem Grunde dieser sogenannten „Komtesse Fee“ möglichst fern. Solche Bekanntschaften können später leicht lästig werden.“

Ich stand glühend auf und näherte mich dem unschönen Mädchen mit den hochmütigen Zügen. „Sie scheinen zu vergessen, zu wem Sie sprechen. Wir alle hier lieben die Komtesse Frniz, sind sogar stolz auf ihre Freundschaft, und keineswegs gesonnen, sie verunglimpfen zu lassen.“

Die meisten der Mädchen murmelten beifällig, und ich suchte mein jetzt vereinsamtes Zimmer auf, um ungestört meinen Groll und meinen Abschiedsschmerz auszuweinen.

In der ersten Zeit nach ihrem Scheiden sandte Fee hin und wieder ein Lebenszeichen in die Pension: ein paar kurze, glückliche Zeilen, einen anmutigen Gruß in Versen, wie sie das so liebte, ein Lied für eine von uns und dergleichen: doch plötzlich, nach Verlauf eines halben Jahres ungefähr, verstummte sie, hörte niemand mehr von ihr. Ich schrieb an sie, wieder und wieder, bis meine Briefe alle unbestellbar zurückkamen. Ich war ratlos.

Was war geschehen? Hatten ihre Eltern ihren Wohnsitz in der Grafschaft Wales aufgegeben? Hatte Fee geheiratet, war sie Künstlerin geworden? Aber warum hüllte sie sich dann in dieses unheimliche Schweigen, warum sandte sie keinen Gruß, kein Wort? Niemand wußte es, selbst Madame de Bernard, an der sie mit töchterlicher Liebe gehangen, war ohne das leiseste Lebenszeichen von ihr.

Als ich nach zweijährigem Aufenthalt im Institut von der würdigen Dame, die auch ich längst hochverehren gelernt, Abschied nahm, brachte sie selbst das Gespräch auf Felicitas und gestand, sie gedanke ihrer in großer Sorge. —

Ein Jahr verging nach dem andern, neue Bestrebungen erwachten, neue Eindrücke verwischten die alten. Die Kriegsfurie schwang ihre Fackel. Es wurde wieder Frieden, heiß ersehnter Frieden im Lande. Dann kam die Zeit, in der ich mein Herz entdeckte, mich verliebte, um mich dann regelrecht zu verloben. Ich gedachte längst der Komtesse Fee als einer Toten, als ich nach zehn langen Jahren wieder an sie erinnert wurde.

Mein Brautstand hatte durch mancherlei Hindernisse unglücklich sich ausgezehnt, nun sollte endlich die Zeit des Ganges und Bangens ein Ende haben. Ich reiste nach Berlin, um dort

im Hause meiner Schwiegereltern meine Ausstattung zu besorgen; auch meine Hochzeit sollte in der preussischen Hauptstadt gefeiert werden.

Es war kurz vor dem Hochzeitstage, als ich, wie öfter in letzter Zeit, bei Gebrüder Wolfert in der Leipzigerstraße vorfuhr, um mich mit Fräulein Hartung, der Direktrice, zu besprechen. Diesmal war ich zur Anprobe meines Brautkleides gekommen und nicht eben angenehm berührt, als das Fräulein mir erklärte, nicht fertig geworden zu sein und meine Geduld noch ein wenig auf die Probe stellen zu müssen. Ich sagte ihr, daß mir das heute sehr unangelegen käme — ich hatte eine Einladung zum Wahl bei Bekannten angenommen — und sie ging deshalb an das Sprachrohr, welches in die Arbeitsstube führte, und rief eine der Näherinnen zu ihrer Hilfe herbei.

Ich blätterte in einer Modenzeitung, hatte das Öffnen der Türe überhört und schaute erst auf, als eine große, schlanke Gestalt mit leisem Gruß an mir vorüberschritt. Welch eine herrliche, vollendete Figur! dachte ich, ihr nachblickend; aber wie eigentümlich, wie nonnenhaft fast gekleidet!

Ich schaue gespannt nach ihr hin. Die Profillinie ist so edel, so rein gezeichnet, und jetzt, wo ein Sonnenstrahl ihr Haupt berührt, blitzt es zwischen der Seidenmaschen wie helles Gold. Jetzt ist sie neben der Hartung, sie wendet den Kopf und — „Fee! Komtesse Fee!“ schreie ich auf und fliege auf sie zu.

Ihr blasses, wunderschönes Gesicht errödet jäh, dann wird es blaß — o! so blaß wie das einer Sterbenden. Sie hebt abwehrend die Hand und murmelt: „O, nicht das, nicht das!“

Ich reiße mir den Schleier vom Gesicht und rufe schluchzend: „Aber sieh mich doch an, Fee! Ich bin es, Deine alte Rätin aus der Pension der Madame de Bernard! Kennst Du mich denn nicht mehr?“

Sie steht noch immer mit erhobener Hand und starrt mich an wie ein Gespenst, und Fräulein Hartung hat sich plötzlich erhoben und sagt mit ihrer einförmigen leisen Stimme: „Gnädiges Fräulein irren sich, das junge Mädchen ist meine Schwester, Fanny Hartung. Ich vergaß übrigens, Fanny, daß Du heute Deinen Kopfschmerz hast und mir keine genügende Hilfe sein kannst. Bitte, schicke mir Fräulein Schmidt!“

Fee, — daß sie es selbst war, daran zweifelte ich keinen Augenblick, obgleich der Sonnenschein aus ihrem süßen Gesicht gewichen war — siehst sie erst verständnislos an, dann verneigt sie sich und schreitet, ohne den Blick zu mir zu erheben, der Türe zu.

Ich war wie erstarrt, nun aber kam Leben in mich. „Nein, Fee, geliebte Fee, so kannst Du nicht von mir gehen! Weißt Du es nicht mehr, wie Du die kleine Rätin getröftet hast, damals in dem ersten Weh ihres Lebens? Laß mich jetzt Vergeltung üben, komm zu mir und lerne wieder froh sein.“

Eine schwere Träne fiel auf meine Hand, die ihre eisig kalten Fingerringe umschlossen hielt, dann riß sie sich los und sagte mit klangloser, fremder Stimme: „Aber gewiß, gnädiges Fräulein irren sich! Ich bin Fanny Hartung, Arbeiterin bei Gebrüder Wolfert!“

Damit war sie hinaus, und Fräulein Hartung, die Direktrice, zog ruhig die Nadel durch den schimmernden Atlas und fragte: „Wie wünschen Sie die Schleppe, Fräulein von Horn, rund oder viereckig?“

Was ging mich in diesem Augenblick mein Brautkleid an, was alles andere an? Ich hatte Fee wiedergesehen, Komtesse Felicitas von Frniz — als Kleidernäherin! Die Hartung aber hob die dunklen Augen ruhig zu meinem Gesicht, als ich sie beschwor, die Wahrheit einzugestehen, und sagte: „Ich bedauere unendlich, daß Sie sich einer Ähnlichkeit wegen so aufregen. Aber es ist in der That so, gnädiges Fräulein, sie ist meine Schwester und bereits seit drei Jahren im hiesigen Geschäft tätig.“

Auch der Chef des Hauses, den ich um Auskunft bat, wußte mir nichts anderes zu sagen.

„Es ist Geschäftsgrundsatz bei uns,“ antwortete er mir redselig, „nur Personen anzustellen, die sich durch gute Zeugnisse ausweisen können oder uns persönlich bekannt sind, und letzteres war bei der Hartung, für die Sie so warm fühlen, der Fall. Der Vater, Postschaffner Hartung, Lindenstraße 72, war ein sehr anständiger Mann.“

Das war die Auskunft, die mir wurde, und verwirrt und fieberhaft aufgeregte zog ich mich zurück. Es war Fee, die ich gesehen, Fee mit ihrer hohen, schmiegsamen Gestalt, dem goldenen Haar, den schwarzbewimperten, blauen Augen; es war kein Irrtum möglich — und doch sagt man mir: es ist Fanny Hartung, und verleugnet sie sich selbst!

Als am Abend mein Verlobter zu mir kam, fiel ich ihm erregt um den Hals und bat ihn unter Tränen, mir zu helfen, Licht in diese dunkle Angelegenheit zu bringen. „Du liebst mich, Oswald, Du bist

Diplomat: Du mußt den Schleier lüften, der über der süßesten Erinnerung meiner Jugend liegt. Ich werde nicht eher Deine Frau und gehe noch viel weniger mit Dir nach St. Petersburg, bis ich ruhig an Komteßchen denken kann.“

Der liebe Mensch streichelte beruhigend mein glühendes Gesicht und versprach, sein Möglichstes zu tun. Er hielt Wort: schon am nächsten Tage begab er sich in die Lindenstraße, um in dem von mir wohlgemerkten Hause Erkundigungen einzuziehen. Das war ihm nicht schwer gefallen. Der Postbeamte Hartung hatte fünf Jahre dort gewohnt, war bereits seit drei Jahren tot, und seit der Zeit hatten seine Töchter eine andere, kleinere Wohnung bezogen. Er war bereits Witwer gewesen, als er ins Haus gezogen, und hatte außer den Töchtern nur noch einen Sohn, der als Kunst-drechsler irgendwo auswärts lebte. Also immer dasselbe, und doch, ich konnte und wollte mich nicht zufriedengeben. Mein Bräutigam, ohgleich im Innern überzeugt, daß ich hartnäckig an einer Nehnlichkeit festhielt, tat mir zu Liebe weitere Schritte. Er scheute keine Mühe, suchte und forschte nach, bis er die frühere Wohnung der Hartung'schen Familie ausfindig machte. Dort war das Ergebnis seiner Bemühungen ein anderes. Der Wirt des Hauses hatte die verstorbene Gattin des Mannes, welche eine schlichte, stille Frau gewesen, wohl gekannt, auch Fräulein Johanna, die ältere Tochter, aber von einer jüngeren, einer schönen Fanny, nie etwas gesehen und gehört.

Was nun? „Das Einzige ist, Oswald, ich suche sie noch einmal auf; sie kann sich mir gegenüber nicht zum zweitenmal verleugnen.“ Ich brach in Tränen aus. „Ach, Oswald, Du hättest es kennen müssen, dieses schöne, strahlende Geschöpf; erst dann würdest Du meinen Schmerz um sie begreifen können!“

Mit pochendem Herzen stand ich im Geschäftszimmer bei Gebrüder Wolfert, und mit unsicherer Stimme fragte ich, ob ich Fräulein Hartung sprechen könne.

„O, da bedauere ich unendlich, gnädiges Fräulein,“ sagte einer der Verkäufer. „Fräulein Johanna ist verreist, in Familienangelegenheiten, wenn ich nicht irre, und Fräulein Fanny bereits seit vierzehn Tagen nicht mehr in unserem Geschäft.“

„Nicht mehr hier? Ist sie krank? Sie kommt doch wieder?“ fragte ich atemlos.

„Nein, gnädiges Fräulein, erkrankt ist sie nicht; aber sie ist für immer aus unserem Hause geschieden. Was für Pläne sie für ihr ferneres Leben hat, ob sie vielleicht eine andere, vorteilhaftere Stellung gefunden, kann ich leider nicht berichten. Fräulein Hartung war stets sehr verschlossen und gab niemand über ihre Verhältnisse Aufschluß.“

Ich muß wohl sehr enttäuscht ausgesehen haben, denn der junge Mann fuhr fort: „Vielleicht wollen gnädiges Fräulein sich selbst zu ihr bemühen? Sie erlauben, daß ich die Adresse aufschreibe.“

Also doch noch ein Hoffnungstrahl, wenngleich ein schwacher! Die Droschke, in die ich mich geworfen, rollte für meine Ungeduld viel zu langsam; endlich lenkte sie in die lange, nur von Proletariern, eiligen Frauen und blassen Kindern belebte Straße im äußersten Norden der Stadt ein. Nummer 42! Da ist es! Ich fliege die steilen Treppen hinauf in dem hohen, schmucklosen Hause, eine, noch eine, die dritte, und lehne endlich, atemlos vor Erschöpfung und Aufregung, an der Türe, auf der eine Visitenkarte mit „Johanna Hartung“ befestigt ist.

Ich muß aber unmittelbar darauf zurückweichen; sie wird von innen geöffnet; ein Mann, offenbar aus dem Volke, sagt im Hinausdrehen zu jemand drinnen: „Na, dann bitte ich zu entschuldigen, Fräulein, daß ich Ihnen Mühe machte; hätte ich gewußt, daß das Klavier ein so kostbares Stück ist, wäre ich gar nicht gekommen. Es werden aber so oft in der Zeitung alte Sachen mit schönen Worten angepriesen, daß ich dachte, es wäre auch hier so, und den Bitten meiner Aeltesten nachgab. Will um alle Welt einen Klimperkasten haben, das Mädel. Na, nichts für ungut, Fräulein, und adieu!“

„Adieu, lieber Mann,“ hörte ich eine sanfte Stimme sagen, und an dem Hinausdrehenden vorbei drängte ich mich in die Türe.

See, sie war es, der ich in dem kleinen, halbdunklen Vorflur jetzt gegenüberstand, zuckte zusammen und sah mich verfangenden Blicken an. Schon fürchte ich, sie wird ohnmächtig, da rafft sie sich auf und flüstert: „Sie wollen zu meiner Schwester. Ich bedauere, sie ist verreist.“

Ich fasse ihre Hände und sehe sie kummervoll an. „See, warum verleugnest Du Dich vor mir, vor Deiner Jugendgefährtin? Laß mich doch nicht wieder von Dir gehen mit diesem Herzen voll Angst und Zweifel, wie ich es in mir trage seit dem Tage, wo ich Dich wiedergesehen.“

Bei dem fliehenden Tone meiner Stimme hebt sie den gesenkten Blick, und ich sehe große Tränen in ihren Augen. „O, mein Gott,“ sagt sie leise, „soll mir denn nichts erspart bleiben?“

Mir bricht das Herz fast vor Mitleid und ich streichele leise ihre

Hand, eine Hand wie die, von welchen der Dichter sagt, daß sie nachts auf kranken Herzen ruhen. „Darf ich nicht mit in Dein Zimmer kommen? Willst Du mir nicht vertrauen, geliebte See?“

„Ja, komm, Rätche,“ sagt sie weich, „verzeih, daß ich Dich so lange in dem öden Vorflur lasse.“

Ich folge See in ein ziemlich kleines Gemach, dessen nicht allzu hohe Wände mit billiger, grauer Tapete beklebt sind. Es ist alles so einfach und schmucklos darin, und doch wie sauber und anheimelnd, wie unverkennbar das Gepräge einer zarten Frauenhand tragend! Das einzig Wertvolle in der Ausstattung des Zimmers, das auffällig von den übrigen, einfachen Möbeln absticht, ist ein prachtvoller Stuhlflügel aus Ebenholz, reich mit kostbaren Schnitzereien verziert. Darüber hängt, wie ich jetzt, wo ich neben Felicitas auf dem kleinen Divan sitze, bemerkte, ein großes Delgemälde in breitem, matt glänzendem Goldrahmen. Unwillkürlich gehe ich näher hin: eine hohe, ätherische Gestalt in fließenden, nebelhaften Gewändern, den wehenden Schleier auf den goldenen Locken, die dunklen Augen mit schwärmerischem Ausdruck geradeaus auf den Beschauer gerichtet. „Ach, Deine Mutter, Deine schöne Mutter, nicht wahr, Komteßchen?“

Sie hat beide Hände vors Gesicht geschlagen, ein Schauer schüttelt ihren Körper. „Nenne mich nicht so,“ flüsterte sie heiser, „ich kann es nicht hören.“

Ich will sprechen, sie fragen — da ertönten Schritte, wir hatten beide in der Erregung vergessen, die Gantüre zu schließen. Es klopf, ein alter Diener in hellblauer, reich mit Silber verbrämter Livree öffnet die Türe, um sie hinter einer langsam eintretenden, alten Dame wieder zu schließen. Letztere — schneeweiß quillt ihr Haar unter dem schwarzen Krepp der Schnepphaube hervor — beachtet mich nicht, sie tritt ohne Gruß, ohne Wort näher, bis sie dicht vor Felicitas steht, die sich erhoben hat und stolz gehaltenen Hauptes, wenn auch marmorblau, ihre Anrede erwartet.

„Also hier finde ich Dich! Nach langem Suchen und Harren endlich hier. Zufällig las ich die Anzeige in der Zeitung: „Ein kostbarer Flügel wird billig zum Verkauf angeboten.“ Mir sagte eine Ahnung, es wäre der Deine, und Du in Not. Ich folgte dem Mahnruf, dachte nicht an mein Alter, an die mögliche Enttäuschung und kam eilends her.“

„Und was nun, Frau Gräfin, warum?“ Wie stählern Klang plötzlich Fees Stimme; ein fremder Ausdruck lag in ihren Augen.

„Warum? Weil ich Dich nicht in Not wissen will, weil ich nicht ruhig sterben kann, wenn ich Dich schutzlos weiß, weil — o, weil Deines Vaters und Fredys blasse Gestalten mich verfolgten Tag und Nacht und flüsterten: „Wo ist See, wo ist unser Liebling?“ Ich wußte ihnen nichts darauf zu erwidern und — sie erhoben drohend die Hände gegen mich.“

Die alte Frau schlug ihre Hände vors Gesicht; dann trat sie näher zu dem Mädchen, welches mit krampfhaft ineinander geschlagenen Fingern dastand, und murmelte: „Vergib, o vergib und komm' mit mir! Laß mich sühnen, Felicitas, was ich an Dir gesündigt.“ Ihr Blick hing flehend an den gesenkten Mädchenaugen und noch einmal flehte sie: „Komm mit mir!“

Die Angeredete stand wie im Kampfe mit sich selbst. Ihre Brust bewegte sich stürmisch, ihre verschlungenen Hände lösten sich, ein weicher Ausdruck trat in ihr Gesicht — es schien, als wolle sie sich der Greisin zuneigen, da fiel ihr umherirrender Blick auf das Bild ihr gegenüber, dessen große Augen fest auf sie gerichtet schienen. Sie zuckte zusammen, schaute flammenden Blickes darauf hin und löste mit rascher Bewegung ihre Hand aus den sie umklammernden Händen der alten Dame.

„Sie sind im Irrtum, Frau Gräfin,“ sagte sie kalt. „Sie glauben mich in Not, in Armut; aber Sie können beruhigt sein, beides trifft nicht zu. Aber selbst wenn es so wäre, wenn die Not mit dürrer Finger an meine Türe pochte, glauben Sie wirklich, ich hätte so wenig Stolz, von Ihnen, der Fremden, Almosen anzunehmen? — ja, der Fremden, Frau Gräfin; Sie selbst haben mich darüber belehrt, als ich es anders zu wissen meinte, und wohl nicht vergessen, wie schwer ich es Ihnen machte, wie wenig Verständnis ich der einfachen Tatsache entgegenbrachte.“

„Felicitas,“ murmelte die alte Frau, „sei nicht hart! Ich will alles gut machen, ich will Dir Deinen . . .“

„Zu spät!“ Klang es ihr entgegen. „Zu spät! Was einst das heißeste Verlangen meines Herzens war, was zu entbehren mir schwerer dünkte als das Sonnenlicht, hat keinen Wert mehr für mich, jetzt, wo ich mich losgelöst von allem, von meiner Jugend, meiner Vergangenheit, wo ich an der Schwelle eines neuen Lebens stehe.“

„Felicitas, was hast Du vor? Was willst Du tun?“

Um Fees Lippen irrte ein mattes, herzzerreißendes Lächeln. „Fürchten Sie, daß ich die Bürde des Lebens von mir werfen könnte? O, Sie sollten mich und meine Widerstandsfähigkeit doch besser kennen!“

(Fortsetzung folgt.)

☞ Gemeinnütziges. ☞

Fortune du pot. (Wohlschmeckendes und billiges Abendgericht für 3—4 Personen.) 4 große Schweinsnieren klopft man gut und gibt sie in einen 2½ Liter Topf mit kochendem Wasser. Man salzt dasselbe und schneidet 2 mittlere Zwiebeln hinzu, während man in 2 andere kleine Zwiebeln je eine Nelke steckt und sie ebenfalls dem Essen zusetzt. Ferner kommen in den Topf: 10 Gramm frische Butter, 4 Gewürz- und 6 Pfefferkörner, ein 2 Zentimeter großes Stückchen Lorbeerblatt und ein bißchen Kümmel. Dies alles kocht man auf einem guten Feuer, ohne es zu schäumen, eine Stunde lang. Inzwischen bricht man für 2 Pfennig knochenharte alte Semmel in möglichst kleine Stücke oder Krümchen, röstet sie in Butter dunkelbraun und gibt sie in einen Topf oder eine kleine Terrine. Dann wird die Bouillon mit den Zwiebeln darauf gegossen — wenn man das nicht liebt, kann man sie auch durch ein Sieb passieren. Diese Bouillon gießt man aus Tassen und reicht in verdeckter Schüssel die unzerschnittenen Nieren dazu, die mit Butterbrot oder Semmel zu der Brühe geessen werden. Noch schöner ist es, wenn trockenes Brot oder Semmel und Sardellenbutter nach Belieben zu den Nieren gereicht wird. Dieses Gericht findet immer den ungeteiltesten Beifall. Natürlich kann man die Suppe auch nach Belieben einbrennen und die Nieren hineinschneiden.

Auflauf aus gekochten Zitronen. Eine Zitrone wird 3 Stunden lang gekocht, dann in einem Reibenapfe klar gerührt und die Kerne herausgenommen. 3 Löffel voll feingeseihten Zucker werden nach und nach hineingerührt, darauf auch 8 Eidotter. Die Masse wird eine halbe Stunde lang gerührt, das Eiweiß zu Schnee geschlagen und unter die Masse gezogen und das Ganze etwa 20 Minuten lang in einer ausgeschmieren Form gebacken.

Kabinettspudding. 8 Eigelbe werden mit ¼ Liter guter Milch und einer Stange Vanille nebst ½ Pfund Zucker zusammen auf dem Feuer abgerührt. Es darf aber nicht kochen. Ist es erkaltet, so nimmt man eine Obertasse voll davon weg und mischt es mit 50 Gramm aufgelöster Gelatine und einem Liter Schlagahne, von dem man ebenfalls vor dem Schlagen eine Tasse voll fortgenommen hat. Diese Masse legt man nun schichtenweise mit fein geschnittenem Zitronat, kleinen Rosinen und in Würfel geschnittenem Biskuit in eine Form und läßt es (was etwa 4—5 Stunden dauert) auf Eis erstarren. Nun stürzt man es aus der Form, mengt die zurückgehaltene Sahne und die Vanille- und Eiermasse zusammen und gießt sie als Sauce um den ausgestürzten Pudding. Wenn man kein Eis hat, so serviert man die ganze Masse ohne Sauce in Gläsern.

Maschinen müssen in gewissen Zwischenräumen — etwa alle zwei Monate — einer gründlichen inneren Reinigung unterzogen werden. Selbst wenn nur bestes Harz- und säurefreies Öl verwendet wurde, werden doch Staub, namentlich aber die feinen Stoffasern, sich festsetzen und den Gang der Maschine erschweren. Die Reinigung erfolgt in der Weise, daß alle Schmierlöcher reichlich mit Petroleum gefüllt werden, das mit dem Schmutz abläuft; bei dieser Prozedur soll die Maschine leer laufen. Nach einiger Zeit wird von neuem geölt.

Gloztinte. 15 Teile Terpentin, 10 Teile Schellack, 3 Teile bentet. Terpentin, 3 Teile feiner Riechruß ergeben eine, selbst durch Wasser nicht verlöschende Tinte.

☞ Nachtsisch. ☞

1. Silberrätsel.



2. Silbenrätsel.

ak al alp an be ben co e es esch fi ho hu in ler man ni ni ni nit, no pach, pec, pi ri ro sam sem si su te te tiv us ve vul wei ze.

Aus obigen 39 Silben sind 12 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, letztere von unten nach oben gelesen, zusammen ein deutsches Sprichwort ergeben. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. ein alabasterähnliches Gestein, 2. ein Schloß in Spanien, 3. eine Dichtgattung, 4. ein Fluß in Afrika, 5. ein Bergstock in der Schweiz, 6. ein weströmischer Kaiser, 7. eine Stadt in der Rheinprovinz, 8. eine Stadt des Altertums, 9. ein Begriff aus der Grammatik, 10. ein Schlachtort in der Schweiz, 11. eine Stadt in Mexiko, 12. eine Stadt in China.

3. Rätsel.

Vermeide mich zu allen Zeiten,
Denn ich kann Sorg und Not bereiten;
Doch hast Du einmal mich erkoren,
Sieh zu, daß ich nicht geh verloren.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer:

1. Nein. Die ungünstigste Verteilung ist die folgende: Einer der Mitspieler hat Coeur- und Karo-Bube und beispielsweise die vier Neunen. Dann bleiben für den anderen noch Coeur-Sieben und Acht, sowie die vier Damen als niedrigste Karten übrig. Sechsmal muß zugegeben werden. Der eine Spieler gibt also wenigstens 4, der andere wenigstens 12 Augen zu. Zu diesen 16 Augen treten die 46 Augen des Spielers, der also das Spiel mit wenigstens 62 Augen gewinnen muß.
2. Vermögen.
3. 1. Samum, 2. Operette, 3. Polen, 4. Hamlet, 5. Ili, 6. Ecuador, Sophie Menter.
4. Falter, Alter.

☞ Lustiges. ☞

Die treue Gattin.

Auf dem Bahnhofe in Chicago steigt ein junger Gatte in den Wagen und nimmt zärtlichen Abschied von seiner Frau. „Leb wohl, gedenke mein und vergiß mich nicht,“ sagt er. „Niemand, niemals,“ versichert die junge Frau und nimmt ihr Taschentuch und . . . macht einen Knoten hinein, um nur ja nicht ihr Versprechen zu vergessen.

Unempfindlich.

„Sie, der Herr dort hat über Sie gelacht!“
„Ach wirklich? Das freut mich, ich bin nämlich Komiker!“

Kindermund.

Der vierjährige Emil kommt mit seinem Bilderbuche zur Mama.
„Mama, was ist das für ein Tier?“
„Ein Iltis!“
„Früht er auch Menschen?“
„Nein, dazu ist er viel zu klein.“
„Ach ja, da würden ihm die Beine aus dem Mund heraushängen!“

Wir von der Kavallerie



Ältere Dame: „Nun sagen Sie aber bloß mal, Herr Leutnant, Sie haben uns schon seit zwei Stunden von Ihrem neuen Apfelschimmel erzählt; was macht denn eigentlich Ihr Fräulein Braut? Sie sind doch seit drei Wochen verlobt, nicht wahr?“

Dragoner-Leutnant: „Allerdings, gnädige Frau, und Braut befindet sich ja auch ausgezeichnet und ist sehr glücklich; aber — wissen Sie — Pferd bleibt doch immer Pferd.“

Erst das Geschäft.

In Reich und Glied stehen auf dem Kasernenplatze die jüngst eingezogenen Rekruten, um die erste militärische Feile zu erhalten. Blühlich drängt sich durch die Menge, welche den Platz umsteht, um zuzusehen, wie die Soldaten ihre zwei Jahre abtun, ein Jüngelchen. Es schreitet die Reihe der Krieger mit suchender Miene hinab; endlich hat es seinen Mann gefunden. „Herr Wachenheim,“ schreit das Jüngelchen, „Herr Wachenheim, Sie sollen schnell a mal nach Haus kommen, es ist ein Reisender da!“

In der Destille.

„August, weckt De, wat een Paar is?“
„Een Paar? Det is een Männchen un en Weibchen.“
„Nichtig. Sehen wir nu den Fall, wenn Dir eener een paar Backpfeifen haut — welches ist dann das Weibchen?“
„Det is nich zu unterscheiden.“
„Schafskopf! Von die Ohrfeigen is allemal die det Weibchen, die mehr klatscht!“